

Fieberwechsel

Autor(en): **Mettler, Michel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **64 (1990)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fieberwechsel

Unbewußt registrierte ich, auf der Reise von Dresden nach Huttwil in meinem Zugabteil sitzend, eigentümliche außernatürliche Veränderungen meines Farbempfindens, von denen alle Abbilder meines damaligen Traumgeschehens gleichermaßen betroffen waren. Meine ganze Vorstellungswelt sah ich plötzlich mit spontan auftretenden, sprunghaften Mutationen ihrer ständig wechselnden und ineinander übergehenden Inhalte konfrontiert. In der Zusammensetzung des Farbkreises waren unerlaubte Rochaden im Gang. Auf einmal wimmelte es von Farbanomalien auf der Bildfläche. Farbfehler, zu deren Bildung es in der unbelebten Natur gewöhnlich eines langwierigen chemischen Fermentationsprozesses bedarf, waren nun in meinem Hirn gleich haufenweise anzutreffen. Auch das empfindliche Zusammenspiel der Kontraste war gestört. Mein Glaskörper war Schauplatz einer unkontrollierten Zellkorrosion. Im Gewebe der pigmentausscheidenden Flechten mauserte sich die Verdauung zur alles oxidierenden Kettenreaktion. Es mußten Lösungsmittel in meinem Auge ausgegossen worden sein. Auf Zersetzung spezialisierte Bakterien bereisten meine Netzhaut. Von einer morschen Chromatik wurden mir Schritt für Schritt die geliebten Farbwerte hinter den Augen weggepflückt.

So intensiv befaßte ich mich mit meinem Reiseziel, dem schon längst legendären Huttwiler Erkerzimmer, daß es in persona

vor meinem inneren Auge auftauchte. So nachdrücklich versuchte ich, mich in der reinen Vorstellung dieses Ortes einzunisten, daß der von mir Stück für Stück künstlich belebte Körper des Zimmers allmählich dem Sitzpolster entstieg. Beim leisesten Streifen der Membran, auf der sich die Szenarien der Tiefe von innen her leuchtend als verspieltes, leichtfaßliches Trompe l'œil gaben, wurde die reich durchmischte Palette mit einem akuten Überzug beschenkt. Es war, als wüßte sich die pastellene Keimschicht vor manuellen Eingriffen in ihr Außenleben nur zu schützen, indem sie chemisch verzwickte ihr Ruhebedürfnis signalisierte. Majestätisch langsam, wie weit entfernte Rauchzeichen am Horizont, stiegen die molekularen Komplexe an die Oberfläche auf. Mir blieb ihre Entzifferung. Als transparente Narbe blieb auf allem Angetasteten ein höflicher Flüssignebel zurück, eine Art von um Friede und freies Geleit bittender Sekretion der gestörten Atmung, des aufgeschreckten Schutzengels im Fett. Doch lange währte die Ruhe nicht. Wieder kam die Verwirrung an die Macht. Schon begann nämlich von neuem das schlimme Kränkeln der Netzhaut. Schon hob das hilflose Gestammel der optischen Elemente wieder an. Unsanft wurde jeder gutgemeinte Blick herumgeworfen. Ein geradezu tetraplegisches Zersplitterungsfestival der Blickfelder nahm seinen Lauf. Auf der Bildfläche spielten sich jetzt be-

schämende Szenen ab. Zusammengehörende visuelle Einzelfaktoren nahmen im Getümmel Reißaus voreinander. Große Teile des Territoriums wurden vollständig geräumt und zur unsichtbaren Zone erklärt. Die unwürdigsten ästhetischen Greuel wurden erbarmungslos durchexerziert! Mein Auge blieb nicht verschont vor Ausplünderung und nachfolgender Kastration. Sinnlos, davon berichten zu wollen ...

Das verbliebene Licht erreichte mich nur noch in einer traumatisierten Form; zerbrochen, durch Konstantenmißbrauch pervertiert, auf seine düstersten Ursprünge zurückverwiesen, einer verletzungsbedingten Fehlvergangenheit verpflichtet. Es flimmerte schockiert, von einer Verlöschungsangst traktiert, reflexions- und vor allem, als Tiefpunkt seiner Ausbreitungsgeschichte, wesensscheu. Die zur Umkehr gezwungenen Partikel der Helligkeit irritierten mich, weil sie für unbeabsichtigte Illuminationen verantwortlich zeichneten.

Dämmerungsbekommen buhlten die letzten Photonen um Rezeption. Unter den Feuerzeichen entbrannte ein Kampf um die spärlichen Reste meiner Lichtempfindlichkeit. Alles entpuppte sich mir als sonnenvariabel, nicht lichtscheu, sondern nachtblang. Das Zentrum meiner Aufmerksamkeit irrte den ihr Absterben in nutzlosen Schlaufen tarnenden Strahlen entlang. Die Finsternis wies zuletzt alle Erhellungsversu-

che in die Schranken. Die Energie wurde auf ihren toten Ausgangspunkt festgelegt. Aufgesplittert in machtlose Minoritäten, fristeten die Sonnenstrahlen ein unterprivilegiertes Dasein, von Schwärze umgarnt, von Leere in Schach gehalten. Und die Lichtorgel ertönte ausschließlich in Spaltklängen. Wieder besann ich mich auf mein für reine Vorstellungszwecke herbeizitiertes Erkerzimmer, und wieder fand ich mich in einem mit ausbleichenden Farben angereicherten Kompost. Die bereits angetönten Flächen fielen mir durch die Leinwand wie überreifes Obst. Während eine neue Fehde komplementärer Couleurs als bleichsüchtige Schrinde vom Zaun gebrochen wurde, bemerkte ich die Täuschung.

In meiner das Erkerzimmer beschwörenden Versenkung hatte ich nicht bemerkt, daß sich meine Augen schon die längste Zeit auf einem farbenprächtigen Gefieder bewegt hatten. Dieses Gefieder gehörte einem phantastischen Vogel, den ich in der Monotonie der Eisenbahngeräusche wohl nicht bewußt wahrgenommen hatte. Seine Brust ließ höchst räumliche Ahnungen wachwerden, so plastisch legte sie sich in Sorgenfalten. Jetzt erst wurde mir die prekäre Lage dieses Geschöpfes bewußt, und ich musterte seine ganze Erscheinung. Stolz kauerte er vor mir. Von Angesicht zu Angesicht fand nun ein Vergleich statt. Er hielt ihm stand. Vor lauter Angst verharrete er völlig bewegungslos, das machte seine

Erscheinung so beeindruckend. Ich knöpfte mir seine Lage vor. Er konnte kein Fahrgast sein, sonst hätte er sich bestimmt wohler gefühlt. Es gab nur zwei Möglichkeiten, um seine unvermittelte Anwesenheit zu begründen. Entweder war er durch ein offenes Schiebefenster hereingeflogen, dann war seine Reise eine unfreiwillige, oder dann handelte es sich um einen verzauberten Fahrgast. Da ich aber, wie ich mich nun erinnerte, die ganze Zeit über allein in dem Waggon gesessen war, konnte ich diese unbequeme Möglichkeit von Anfang weg ausschließen.

Ich rekapitulierte: Irgendwie war ein verrirrter Vogel in meine Nähe geraten. Seine schiebefensterliche Herkunft irritierte mich jedoch kräftig, weil alle Fenster meines Waggons fest verschlossen waren. Ich erinnerte mich jedoch, daß das Fenster des Erkerzimmers, in dem ich mich ja befunden hatte, als des Vogels Präsenz ihren Anfang hatte nehmen müssen, weit geöffnet gewesen war, und vielleicht hatte ich das Tier, in welcher Umnachtung auch immer, als Geschenk an die staatliche Eisenbahngesellschaft von dort mitgebracht. Ohne die Konsequenzen einer solchen Mitgift weiter zu beachten, betrachtete ich erneut die bunt gefärbte Brust, in die sich mein gefiederter Kontrahent zu werfen anschickte. Er schien mir, auch wenn er arg verletzt sein mochte, ein regelrechter Glücksbringer zu sein, hatte er es doch immerhin fertiggebracht, mich aus der de-

speraten Lichtregie, mit der ich mich wie gewohnt in bezug auf das Erkerzimmer ganz gehörig verrannt und verstrickt hatte, zu befreien. Das Gefieder, in welches der Vogel wie das Drahtgestell eines lädierten Schirmes aus Fleisch und Blut gesteckt war, zog in höchstem Maße meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war in seinen Farben *und* in seinen Formen vieldeutig und schillerte geheimnisvoll. Ich fragte mich nach der Herkunft dieses Vogels, weil ich noch nie ein auch nur im entferntesten diesem Exemplar gleichendes Tier gesehen hatte. Weder das Muster an seinem Hals noch seine erstickten Schreie konnte ich identifizieren. Der Vogel war sehr aufgeregt, wohl in einer Existenzverzweiflung, wie ich, nicht ohne Verwundung, annahm. Er bewegte sich so, wie es nur von Panik ergriffene Wesen tun. Ich bemühte mich vergebens, ihn meines Mitgefühls zu versichern. Mitten im Überlebenskampf fand das Tier erstaunlicherweise Zeit, mich mit seinen empfindsamen Augen beleidigt zu mustern. Trotz seiner Furcht und seiner körperlichen Unterlegenheit, die in dem aussichtslosen Bemühen, ein geeignetes Versteck zu finden, zutage traten, setzte es mich in einer Art kaltem Krieg schwer unter Druck, wohl um sich im voraus für seinen Tod an mir zu rächen. Im Vorbeigehen und wahrscheinlich während es innerlich mit seiner irdischen Existenz abschloß, maßregelte es mich mit seinen sehr subtilen Mitteln noch

ein wenig. Da hatte ich also eine erste Kostprobe seiner Zähigkeit! Von mir hing es ab, ob es auch die letzte sein würde. Ich wollte den Vogel nicht in seinen letzten Gebeten und Sakramenten stören, und also schwieg ich. Noch in seinen Vorbereitungen auf den ihm sicher erscheinenden Tod versuchte er, sich vor mir keine Blöße zu geben. Das mußte ich ihm hoch anrechnen. Die Szene war schlicht und ergreifend, genauso, wie man es aus den Geschichtsbüchern kennt. Obwohl der Vogel ohne Unterlaß unruhig – ich bin versucht zu sagen *fahrig* – mit den Flügeln schlug, war ich sofort von seinem Auftreten fasziniert gewesen. Er hatte es wie kein anderer Vogel, dem ich zuvor begegnet bin, verstanden, in einer derart peinlichen Situation weder den Kopf noch das Gesicht, geschweige denn die Übersicht zu verlieren. Graziös ruderte er mit seinen havarierten Schwingen in der Gegend herum und bot mir ein erstklassiges Schauspiel. Ich fragte mich, ob ich ihn für immer unter meine Fittiche nehmen sollte, denn seine heldenmütige Haltung und seine Charakterfestigkeit beeindruckten mich zutiefst. Edelmut sprach aus der Mühe, die er sich gab, um vor mir seiner Reputation gerecht zu werden. Die Unruhe des Vogels irritierte mich tatsächlich nicht im geringsten, denn sie irritierte mich genau soweit, wie ich gerade irritiert sein wollte, und sein Gurren störte mich nicht in meiner Meditation, weil es mich genau in dem

Maße störte, in dem ich auch gestört zu werden wünschte. Sein ganzes Wesen, also auch seine noble Unrast, fesselten mich. Während der Vogel sich duckte und nach einem Ausweg spähte, was ich trotz seiner Versuche, diese Absicht vor mir – aus verständlichen Gründen – zu verheimlichen, sofort bemerkt hatte, weil sein ablenkendes Picken allzu offensichtlich Tarnung und Strategie vermuten ließ, nahm er alle meine Geisteskräfte, als durchaus willkommene Unterbrechung meiner vorherigen Anspannung und wahrscheinlich Verspannung, vollständig in Anspruch. Dieses Drama in unserem Abteil – war es tierisch, war es menschlich? – schlug mich in seinen Bann wie kaum etwas zuvor.

Plötzlich hatte ich nur noch Augen für diesen Vogel, alles galt nun ihm. Was auch immer ich tat, fühlte, dachte, *er* war das geheime Ziel. Seine Erscheinung verband mich für einen wertvollen Augenblick mit dem Kern dieser Welt. In ihm bekamen die gegenwärtigen Entwürfe Gestalt, ihm verdankte ich auf einmal unumschränkte Gegenwart. Für einen Atemzug war alles, was ich von meiner Umgebung erfassen konnte, in dem Vogel zusammengedrängt. Alles, was mit dem Vogel in Zusammenhang stand oder was in dem Vogel sichtbar wurde, begann zu mir zu sprechen. Aus seinem Hals ertönten Geburtsschreie! Das ganze Universum schien sich auf unglaublich konsequente Weise auf den Vogel hin zu konzentrieren und zu verengen und

von dem Vogel weg zu verflüchtigen und auszubreiten. Von dem Vogel ging ein starkes Magnetfeld aus, dessen alleiniger Pol er war. Ich wagte, mir den Vogel als einen Nabel vorzustellen. Während ich üblicherweise durch mein Ungeschick dazu verurteilt bin, die Welt in Umrissen und Fragmenten zu erkennen, so verhalf mir nun dieser Vogel – als Verkörperung – zu einer auf engstem Raum vereinten Gesamtschau. In dem Vogel waren meine kühnsten Hoffnungen auf das einfachste materialisiert. Natürlich brach dieses Phänomen nach kürzester Zeit wieder in sich zusammen, und der Vogel wurde wieder zu dem, was er allein aus seiner Natur heraus zu sein imstande ist: ein interessant gefärbtes Federvieh. Geschrumpft und also redimensioniert erschien er als auf seine untergeordnete Rolle und Funktion heruntergerupfter Piepmatz, als Freiland-Krumenpicker und Eierausrüter. Und weil er wie der Fisch an Land in der Eisenbahn sich wand, apostrophierte ich ihn keck als ein Unnutztier im ferrovialen Exil. Was er mir, hätte er meine Gedanken lesen können, wohl niemals verziehen hätte.

Aber meine Ernüchterung bezüglich seines zweifellos *prophetischen* Erscheinens hielt nicht lange an. Bereits veranschlagte ich seine Bedeutung in meinem Leben wieder hoch. Ich sah in ihm den Abgesandten einer fremden Macht, von der ich abhing, der gekommen war, mich aus

einem langen Schlaf zu wecken. Plötzlich war ich wieder überzeugt, daß dieser Vogel eine wertvolle Botschaft in seinen Eingeweiden trug, auf die zu warten und die zu empfangen der Sinn meiner ganzen Existenz war. Sofort machte ich mich daran, ihn in Gedanken aufzuschlitzen, auszuweiden und aus seinen Knochen und Knöchelchen seltsame Ornamente zu legen. Er wurde in meiner Phantasie zum Opfertier und ich zum Auguren. Hatte ich tatsächlich das Glück, der einzige Mensch zu sein, der diesen beringten Messias erkannte? Mehrere Tropfen einer geheimnisvollen Flüssigkeit fielen aus seinem Schnabel und benetzten den Boden, in dessen Glanz ich mich wie von weit her wiedererkannte. Mit dem Finger prüfte ich und mußte zugeben, daß es Speichel war, dem ich auf den Leim gekrochen war. Vermutlich weil ich wünschte, durch das Auftauchen des Vogels auf neue Ideen zu kommen, besaß ich in seiner Anwesenheit tatsächlich eine außerordentliche Stimulation. Der Vogel war nicht nur ins Erkerzimmer, sondern unangemeldet mitten in meine Überlegungen und Betrachtungen hineingeflogen. Jetzt war er Gegenstand meiner durch sein Hereinplatzen aufgefrischten Betrachtung. Ich amüsierte mich, indem ich ihm hämische Benennungen zuteil werden ließ. Das Staksen seiner nackten Beine beobachtend, nannte ich ihn eine Stelze. Das panische Würgen seiner ausgemergelten Kehle vernehmend,

hoffte ich, in ihm einem Würger begegnet zu sein. Schließlich schämte ich mich nicht, ihn wegen seines Krächzens eine «Krächze» und wegen seines Scharrens eine «Scharre» zu nennen. Ich erlaubte mir einiges, doch sowohl das Sumpfhuhn als auch die Pfuhlschnepfe ersparte ich uns beiden. Ente gut, alles gut! –

Während ich den Vogel also auf mannigfaltigen Wegen herausforderte, auf daß ein jeder sich sein Stück vom fälligen Zankapfel abschneide, war dieser auf das humorloseste mit der Rettung seines Lebens beschäftigt. Schon lange wartete ich auf ein geflügeltes Wort aus seinem Schnabel (wider den tierischen Ernst), doch vergebens. Noch während mich die Geduld mit dem sturen Geschöpf zu verlassen drohte, packte mich tiefe Reue. Das Herz lief mir über vor lauter Zerknirschung. Mein Gewissen ächzte unter der Last der plötzlichen, lawinenartigen Eingeständnisse. Ein abgrundtiefer Einblick in die zerklüftete Herzlosigkeit meines Wesens lehrte mich das Schaudern. Nirgendwo fand ich mehr Rechtfertigung für mein Tun. Ich verspürte ein verzehrendes Bedürfnis nach Läuterung, und am liebsten hätte ich den gepeinigten Vogel in meine Arme geschlossen. Wehklagen erfüllte meine Seele, und ich war versucht, mein Hemd zu zerreißen. Nur um ein Haar konnte ich es vermeiden, im Gang niederzuknien und den Vogel um Vergebung meiner Untaten anzuflehen. Von apokalyptischen Schuld-

gefühlen heimgesucht, zermartete ich mir das Hirn auf der Suche nach einer geeigneten Möglichkeit, Buße zu tun.

Im Verlaufe dieser ganzen lächerlichen und mich kompromittierenden Szene hatte ich nicht aufgehört, den gefangenen und durch mein irres Gehabe völlig eingeschüchterten Herrn der Lüfte – wie ich später feststellen sollte *schonungslos* – mit Hilfe meiner rücksichtslosen Beobachtungsgabe zu durchleuchten, wie er, völlig schutzlos meinen schadenfrohen Blicken ausgesetzt, sein Heil in der Introspektion suchte, indem er bewegungslos am Rande des Teppichs hockte und offensichtlich an der Fortführung seiner Existenz nicht mehr das geringste Interesse zeigte. Von meiner beschämenden Bußfertigkeit war ich mittlerweile vollständig kuriert, so daß ich mein Vergnügen mit dem Vogel immer weiter treiben konnte, wie ich überhaupt alle meine Vergnügungen unter einem unerklärlichen Zwang immer weiter hinaus und in immer abstoßendere Höhen hinauftreibe, bis sich die Lust vor lauter Gemeinheit in ihr Gegenteil verkehrt. So trieb ich auch mein perverses Vergnügen mit dem Vogel wieder soweit, bis ich mich zwischen dem Erbrechen und dem abrupten Unterbruch meiner Belustigung zu entscheiden hatte. Meine Übelkeit erreichte mit zunehmender Intensität meines Amusements einen Grad, der mich vor die Alternative stellte, entweder das Vergnügen noch einen winzigen Schritt weiter zu

treiben und mich zu übergeben, oder aber sofort Schluß damit zu machen, um dadurch mein Erbrechen zu verhindern. So standen mir also noch zwei etwa gleich unangenehme Varianten offen: durch das nochmalige Weitertreiben meines Vernügens mich von meinem gegenwärtigen Mageninhalt zu trennen oder durch den Abbruch desselben meiner Übelkeit einen Strich durch die bereits zur Hälfte fertiggestellte Rechnung zu machen.

Sobald mein Gedärm dergestalt eine wichtige Rolle in dem Problem zu spielen begann, wurde mir wieder klar, wie grausam ich mit dem Vogel umging und schon von Anfang umgegangen war. Wie ich ihn länger als statthaft seiner durchaus berechtigten Todesangst überlassen und so womöglich den Grundstein zu einem Psycho-drama im noch jungen Leben des Vogels gelegt hatte! Empörung über meine eigene Gefühlskälte beklagte mein Gewissen. Ohne einen einzigen Gedanken an die kostbare Zukunft des Vogels hatte ich diesen für meine niederen Belustigungszwecke mißbraucht! Nun schämte ich mich für mein ganzes Verhalten dem Vogel gegenüber in Grund und Boden. Alles, was ich in dieser Sache bisher getan hatte, erschien mir grundfalsch und tat mir leid. Ich be-reute es, mich überhaupt auf das unbarmherzige, makabre Spiel eingelassen zu haben, und meine Roheit erschreckte mich einmal mehr zu Tode und machte mich nachdenklich. Daß ich es soweit hatte

kommen lassen! Wie gedankenlos war es gewesen, nicht an das noch höchst verletzliche Innenleben des Vogels zu denken! Hatte ich in meiner menschlichen Verantwortungsllosigkeit – durch die Raserei meines unkontrollierten Geisteslebens – die tierische Entfaltungsmöglichkeit ruiniert? Hatte ich dem Vogel bedeutsame, meinem blinden Gelächter nicht sichtbare Perspektiven zertreten? Von diesen und unzähligen weiteren dunklen Fragen gepeinigt, beobachtete ich weiterhin das arme Tier, und zum ersten Mal sah ich, daß es am ganzen Leib zitterte und bebte. Eine ganz lächerliche Rührung, für die ich mich schämte, bemächtigte sich meiner. Daß ich ein durch und durch kindisches Aufschluchzen überhaupt in Erwägung zog, spricht für meinen damaligen Geisteszustand Bände. Heute steht fest: ich hatte den Kopf verloren; meine ganze mühsam erarbeitete Selbstkontrolle hatte ich wegen eines nichtsnutzigen kleinen Vogels über den Haufen geworfen und war so in eine gefährliche, dem Wahnsinn allzu nahe Erregung geraten, die niederzukämpfen mir die größten Schwierigkeiten bereitete. Denn weiterhin erlaubte ich mir Spekulationen, welche sich mit der Gemütslage des Vogels beschäftigten. Sein Gefieder schien mir in der Leuchtkraft seiner Farben ermattet zu sein, was mich sofort den Hinschied des Tieres befürchten ließ. Ich konnte mich nicht mehr von diesem schwärzesten aller Gedanken befreien!

Welche Hysterie und Sentimentalität, wenn man bedenkt, daß ich in einer anderen Situation und Verfassung imstande gewesen wäre, dem Vogel kühlen Blutes den Hals umzudrehen oder ihn mit einer abfälligen Geste der lebenslänglichen Paraplegie anheimfallen zu lassen! Jetzt aber wäre ich bereit gewesen, alles zu tun, um das Leben dieser Elster zu retten! Alle meine bisherigen Beobachtungen kamen mir als eine in ihrem Mangel an Einfühlungsvermögen zutiefst brutale und versteckt gewalttätige Mißhandlung vor. Ich war mir bewußt, daß ich mich nun während mehrerer Stunden auf das schwerste an der Natur – nicht nur an dem Vogel, sondern an der ganzen Natur! – vergangen hatte, und ich ging so weit, mich aus der friedlichen Schöpfungsgemeinschaft ausgestoßen zu fühlen. Mit unglaublicher Anstrengung erhob ich

mich aus dem von solchen Gedanken hervorgerufenen Schwächezustand, packte mit einem raschen, mir nun unerklärlicherweise plötzlich höchst geläufigen Fleischhauergriff den Vogel und komplementierte das wild um sich schlagende Tier durch das rasch geöffnete Fenster hinaus, dorthin, von wo es höchstwahrscheinlich auch gekommen war. Obwohl ich mich gerne ebenfalls aus dem Fenster gestürzt hätte, blieb ich zurück, auf tierische Weise in meine zutiefst menschliche Tragödie hineingewickelt. So blieb ich in tiefer Einsamkeit und in dem dazu gehörenden Dämmerzustand eine mir nicht näher bekannte Zeit zwischen den Sitzreihen liegen, bis ich mich, von mehreren Passanten herb angerempelt und getreten, aufrappelte und beschloß, in den Speisewagen zu gehen, um mich dort an einer Geflügel-suppe flugs ein wenig aufzuwärmen.

Michel Mettler

1966 geboren, Kantonsschule Aarau, freischaffender Musiker und Schriftsteller
